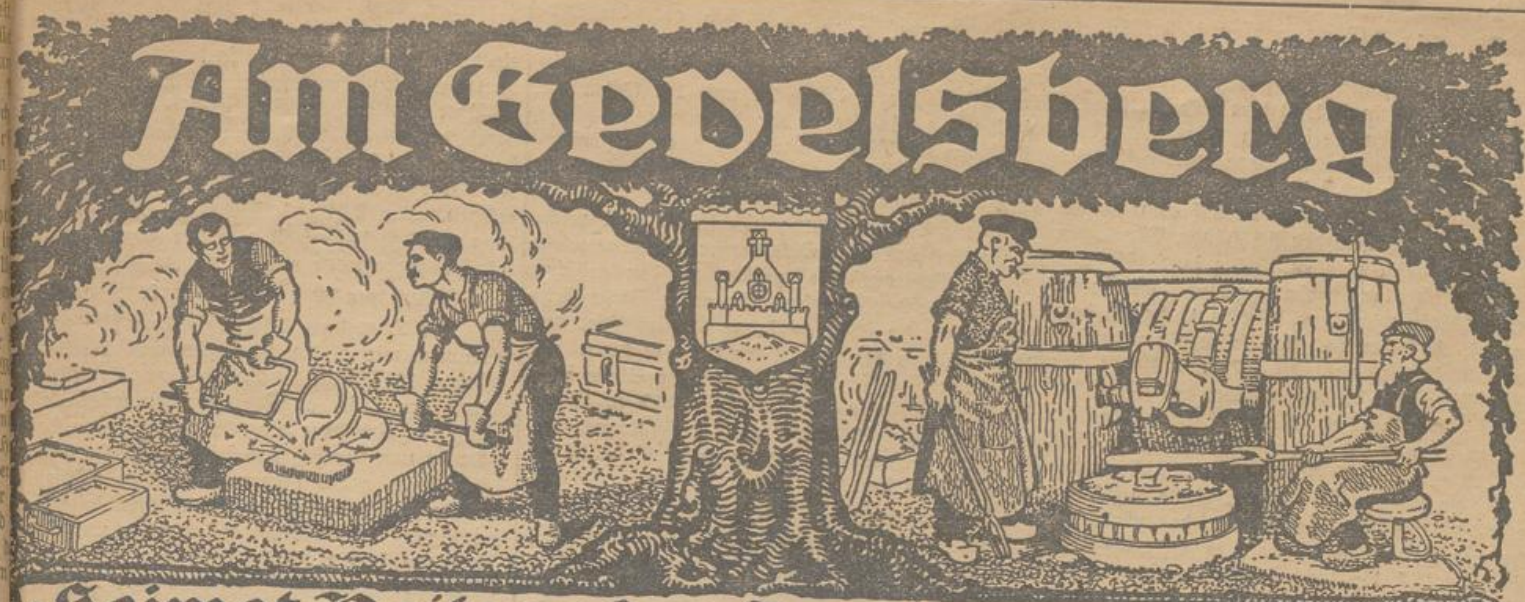
Nr. 11/12 (114/115) Donnerstag, 24. Dezember 1931 11. Jahrgang

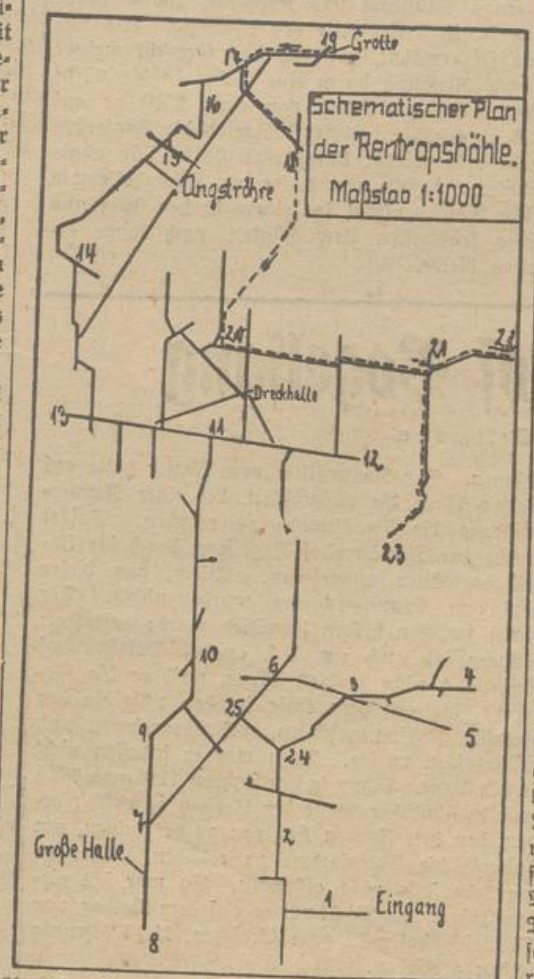


Die Rentropshöhle in Milspe

Von Dr. Wiard Griepenburg.

Nur etwa 1 km von der größten Höhle tschlands entfernt liegt eine andere Höhle, wert ist, ein wenig bekannt zu werden. Es die dem Fabrikanten Rudolf Rentrop gehö- e Höhle, deren Eingang unmittelbar an der aße am Endpunkt Milspe der Barmer Stra- bahn liegt. Diese Höhle war bis Ende vori- Jahres durch eine Holztür verschlossen. Seit inn der Straßenerweiterungsarbeiten an die- Stelle ist diese Tür jedoch erbrochen. Herr trop gab mir Mitte vorigen Jahres mit dan- werter Bereitwilligkeit die Erlaubnis zur chforschungg der Höhle. Leider wurden un- Vermessungsarbeiten — die ich in Gemein- t mit zwei Strückerberger Höhlenfreunden, elm Weuster und August Kaltenbach durch- e — während der Wintermonate durch den rordentlich hohen Wasserstand des die Höhle sfließenden Baches gehindert, so daß es uns im Laufe des letzten Sommers gelang, die ssung zu beenden.

er Eingang zur Rentropshöhle liegt bei t 1 des beiliegenden Planes. Man steigt das enge Loch der Holztür hinein und fin- ch in einem geräumigen künstlich erweiter- „Bierkeller", der früher einer benachbarten chaft als Kühlraum diente. Alte, vermo- e Pfosten und Bretter, eine Unmenge Fla- cherben und eine große, zinkbeschlagene ste sind die letzten Zeugen verschönernder, licher Tätigkeit. Am hinteren Ende des llers geht rechts ein niedriger Gang nach n ab. Eine Menge kleiner, mit kristall- Wasser gefüllter Pfützen und Tümpel n hier durch ständigen Tropfenfall von der gespeist. Der Boden ist teils von zähem, migem Lehm, teils von scharfkantigen Fels- bedeckt. Stellenweise deuten Reste von schichten den früheren Wasserstand an. Von 3 erstreckt sich in östlicher Richtung ein r, immer niedriger werdender Gang, der unter die Kölner Straße ausdehnt und durch Deckenversturzblöcke abgeschlossen Zu Regenzeiten steigt hier das Wasser tlich und macht den Gang völlig unbegeh- Bei 3 beginnt über einem durch Tropfen- standenen Kamin eine zuerst sehr niedrige Diese endigt bei 5 in einer zugemauer- rnische, die der Wirtschaft Strohmeier un- r gegenüber liegt und auch von der aus sichtbar ist. Von 3 führt über 6 und ziemlich trockener Gang nach 7 in den Teil der Höhle, die „Große Halle", die mit etwa 20 m Länge und 2—4 m Breite den größten und schönsten Raum der Höhle darstellt. Der Boden der Höhle steigt von 7 nach 8 immer mehr an und endet in Versturzblöcken, die völlig ebene, wagerecht liegende Decke hat beinahe das



Aussehen einer in der Mitte gerissenen Betondecke. An mehreren Punkten hat Freifallwasser schöne, zackig ausgefressene Kamine, Nischen und Grotten geschaffen. Die Wände sind vielfach mit einer hell schimmernden, fein kristallisierten Sinterschicht überzogen, und an einigen Stellen hängen kleine Tropfsteine von der Decke und den Wänden herab. Von 7 gelangt man durch einen immer enger werdenden Gang an einem kleinen Teich vorbei nach 9, wo sich der Gang bedeutend erweitert und bei 10 einen durch Freifallwasser etwa 3 m tief in die Gangsohle eingegrabenen Teich beherbergt. Ein sehr schönes Bild bietet dieser Punkt der Höhle. Von der Decke plätschert schon seit uralten Zeiten Wasser hell klingend mit dicken Tropfen in den Teich, und von der dauernd bewegten Oberfläche des Wasserbeckens sprüht das helle Lampenlicht in unzähligen Flammen tausendfältig zurück in lustigem Tanz wie ein geheimnisvolles Feuerwerk. Die Wände sind angenagt und zackig ausgefressen, als wenn ein gewaltiges Tier hier seine scharfen Zähne ausprobiert hätte. Mit Händen und Füßen muß man sich gegen die rauhen Wände stemmen, um den Teich übersteigen zu können, wobei man sich etwas beeilen muß, denn die natürliche Brauseeinrichtung wirkt ziemlich gut, und das eisigkalte Wasser schlägt unter der Wucht des Falles in wenigen Augenblicken durch die Kleidung. Auf der Strecke zwischen 7 und 11 tritt die schichtweise ungemein wechselnde Härte und Zusammensetzung des Gesteins besonders augenfällig in Erscheinung. Bei 11 gelangt man kriechend über feuchte, lehmbedeckte Versturzblöcke in die „Dreckhalle", die besonders in Regenzeiten wegen des streckenweise schlammigen Bodenlehms ein ungemütlicher Aufenthaltsort ist. Die Dreckhalle erstreckt sich zwischen 12 und 13 in einer Länge von 60 m und einer Breite von 2—4 m. Wie aus beigegebenem Plan ersichtlich ist, werden die von der Dreckhalle nach Norden abzweigenden, schmalen Gänge von einem kleinen Wasserlaufe durchflossen. Dieser bildet zu Trockenzeiten ein ganz unbedeutendes Rinnsal, dessen Spiegel aber nach anhaltendem Regen um nicht weniger als 3—4 m ansteigt und die ganzen Gänge mit Einschluß eines kleinen Teiles der Dreckhalle unter Wasser setzt. Das Bächlein erhält bei 21 Verstärkung durch einen von 23 kommenden Nebenarm und verschwindet bei 22 zwischen Versturzblöcken. Nach unserer Messung liegt die Strecke 21—22 unter der Kölner Straße oder sogar unter der Holzschraubenfabrik und wir vermuteten früher, daß die unverständlich starke Zunahme der Wassermenge zu Regenzeiten durch menschliche Tätigkeit, etwa zeitweise Wasserstauung, bedingt sei. Nach unserem Vorstoß bis Punkt 22 erklären wir uns die Sache aber so, daß der durch den Höhlenbach abgelagerte Schlamm stellenweise den durchflossenen Gang so stark verengt, daß die Wassermassen des zu Regenzeiten mächtig anschwellenden Baches nicht voll abfließen können und durch Stauung einen Teil der Höhlengänge unter Wasser setzen. Am östlichen Ende der Dreckhalle zweigt in nördlicher Richtung die „Angströhre" ab, die bei etwa 180 m Länge streckenweise einen rundlichen Durchmesser auf-

weist wie ein Kanalrohr und in der es sei... dem Forscher angst und bange werden kann. Daher der Name Angströhre. Von diesen 180 m muß man etwa 150 m kriechend zurücklegen. Bei 14 setzt sich der Gang nach unten in einen 4 m tiefen, engen Kamin fort, in dem unser Rollbandmaß auf Nimmerwiedersehen verschwand. Zwischen 14 und 15 wird der Gang immer feuchter und niedriger, der Lehm immer höher und schlammiger, und bei 15 kriecht man auf dem Bauche über weichen Lehm, in den sich Hände, Ellenbogen und Lampe tief eingraben. Völlig durchnäßt und über und über verschmiert, gelangt man nach wenigen Metern in einen höheren Gang, in dem man aufrecht stehen und sich ein wenig verpusten kann. Weiterhin nach 16, 17 und 19 ist der Gang wieder niedrig, aber trocken, und der Lehm ist mit scharfkantigen Gesteinsbrocken bedeckt. Zwischen 17 und 19 hört man unmittelbar links das schon erwähnte Höhlenbächlein plätschern und bei 19, wo man einige herabgestürzte Felsblöcke überkriechen muß, gelangt mon an das nördlichste Ende der Höhle, die etwa 5 m hohe, 3—4 m lange „Grotte", die durch regellos verstreute Gesteinsblöcke und zackig ausgefressene Nischen und Kamine ein schönes, wildromantisches Bild bietet. Der Höhlenbach wird bei 17 sichtbar und fließt in einem hohen schmalen Gange weiter bis 18, wo er in einem engen Loch verschwindet und bei 20 aus einem brunnenähnlichen Quelltümpel wieder hervorquillt. Der zwischen 11 und 12 von der Dreckhalle südlich nach 6 verlaufende Gang wirkt besonders auffällig durch die völlig ebene Decke und die bedeutende Breite von durchschnittlich 3—5 m bei einer Höhe von nur 1—1,5 m.

Hinsichtlich der Entstehung der Rentropshöhle bestehen bei mir noch einige Zweifel, da die für diese Frage überaus wichtigen Höhenmessungen mit dem Theodolithen wegen der engen, vielfach gewundenen Gänge ungemein zeitraubend und wegen der stellenweise hahnebüchenen Verschmutzung der Strecken fast zur Unmöglichkeit gemacht sind. Ich stelle aber auch diese Höhle zu den Sickerwasserhöhlen, d. h. die Gänge sind entstanden und erweitert durch die Tätigkeit des in den Gesteinsspalten herabsickernden Grundwassers, das durch allmähliche Auflösung des Kalksteins die Hohlräume bildete. Das Grundwasser wirkte in der Rentropshöhle aber nicht nur auf den senkrechten Gesteinsspalten, sondern, wie die streckenweise völlig ebene Decke anzeigt, auch auf den das Gestein wagerecht durchziehenden Schichtfugen, so daß die Rentropshöhle als eine Vereinigung von Spalten- und Schichtfugenhöhle anzusprechen ist. An einigen Stellen, besonders in der Angströhre zwischen 14 und 15, bieten die glatten, an ein Kanalrohr erinnernden Gänge allerdings ein Bild, wie man es aus Flußwasserhöhlen kennt. Doch können solche Formen auch entstehen, wenn eine in der Härte und der chemischen Zusammensetzung schichtweise stark wechselnde Kalkbank vom Sickerwasser angenagt wird.

Die Rentropshöhle gehört zu den größten Höhlen Westdeutschlands. An erster Stelle steht bekanntlich die 5200 m lange Kluterthöhle, den zweiten Platz beansprucht die 2000 m lange Attendorner Tropfsteinhöhle, an dritter Stelle folgt die Hardthöhle in Barmen mit 1200 m Länge und als vierte im Bunde gilt die Rentropshöhle, die nach unseren Messungen eine Gesamtlänge von 1000 m hat.

Wer unsere Kluterthöhle kennt, wird bei einem Besuch der Rentropshöhle als besonders auffällig und wohltuend das fast völlige Fehlen von „Oelmalereien" an den Wänden vermerken. Die Höhle ist bisher nur wenigen Einheimischen bekannt und die nördlichen Strecken einschließlich der Dreckhalle waren vor uns überhaupt noch nicht betreten worden. Hoffentlich haben meine Ausführungen nicht den „Erfolg", daß nun die Rentropshöhle ebenso verschmutzt wird wie die Klutert. Wer eine gute Lampe hat, kann ohne Plan die Höhle betreten, er kommt immer wieder heil und gesund ans Tageslicht. Wer aber trotzdem ängstlich ist, der greife nicht zu Pinsel und Farbtopf, sondern er hole sich beim Schreiner etwas Sägemehl. Dann findet er den Ausgang leicht wieder und verschmiert die Höhle nicht. Im übrigen ist die Rentropshöhle nichts für sensationslüsternes Publikum und weichliche Waschlappen, denn sie ist stellenweise arg schmutzig. Als Beweis sei erwähnt, daß sich das Gewicht meiner eigenen Kleidung durch eine Fahrt in die nördlichen Teile der Höhle von etwa 2500 gr auf 6125 gr erhöhte. Hoffentlich wird die Rentropshöhle bald wieder durch eine starke Tür abgeschlossen, damit uns dieses an Schönheiten so reiche Naturdenkmal in seinem herben Reiz und seiner kraftvollen Urwüchsigkeit noch lange erhalten bleibe.

Der Domänenhof Vogelsang

Von Dr. Adolf Sellmann.

An der Enneperstraße zwischen Gevelsberg und Hagen lagen früher eine Reihe von größeren und kleineren königlichen Domänenhöfen. Diese Domänen waren früher für die Staatsfinanzen von der größten Wichtigkeit. Man legte daher den größten Wert darauf, daß man gute und zuverläßige Domänenpächter hatte. Außerdem waren die Rentmeister darauf bedacht, das Pachtgeld von Zeit zu Zeit zu erhöhen. Wir haben, wenn wir die Jahrhunderte überblicken, eine zunehmende Entwertung des Geldes. Die Domänenhöfe der Enneperstraße gehörten früher zur Rentei Wetter.

Wir wollen hier vom Domänenhof Vogelsang sprechen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war eine Familie Bölling Pächterin dieses Hofes. Dieser Domänenhof, der Vogelsang genannt, war nicht allzu groß. Er umfaßte 9 Morgen, 191 Ruthen Ackerland und 1 Morgen 320 Ruthen Holz. Dafür mußten jährlich 76 Thaler 13 gute Groschen und 11,10 Pfg. Pacht bezahlt werden. Auf diesem Hofe standen weitläufige Wirtschaftsgebäude, die schon früher von derselben Familie mit eigenen Mitteln aufgeführt waren. Der Nachbar war ein gewisser Suberg. Bölling und Suberg hatten eine gemeinsame Hammerschlacht angelegt. Doch darüber war zwischen beiden Familien Streit entstanden. Suberg erklärte sich im Jahre 1776 bereit, den Domänenhof Vogelsang in Pacht zu nehmen. Der Rentmeister von Wetter hatte auf diesem Wege die Möglichkeit, bei einer Neuverpachtung die Pachtsumme zu erhöhen. Sofort wurde der Domänenhof Vogelsang durch die Intelligenzblätter ausgeboten. Allein, aus dieser geplanten Neuverpachtung wurde nichts. Der Zwist zwischen beiden Familien wurde beigelegt; Suberg sah auch ein, daß er den Domänenhof Vogelsang nicht pachten könne, weil er die Gebäude, die auf dem Hofe standen und die der Familie Bölling gehörten, mit übernehmen und mitbezahlen mußte. Dazu war er indessen nicht in der Lage. Schon in den Jahren 1756 und 1765 war in ähnlicher Weise der Versuch gemacht worden, den betreffenden Hof neu zu verpachten, um dadurch die Pachtsumme zu erhöhen. Aber es war ebenfalls nicht gelungen. So war seit vielen Jahren die Pachtsumme auf dem Betrag von 76 Reichsthaler 13 gute Groschen, 11,10 Pfennig stehen geblieben.

Der preußische Fiskus war aber bereit, kleinere Höfe und Teile von großen Höfen an Privatleute in Erbpacht zu geben, um dadurch unter Umständen höhere Beträge zu erzielen. Damit war auch die Schwierigkeit beseitigt, die durch die Gebäude verursacht war, die nicht dem Fiskus, sondern dem betreffenden Pächter gehörten. Noch ein anderer Vorteil wurde dadurch erreicht. War der Fiskus nicht mehr Eigentümer des Hofes, so brauchte er auch nicht mehr für die Schäden aufzukommen, die etwa durch das reißende Ennep... flußbett verursacht wurden. Wurde Bölling ... gentümer, dann mußte er selbstverständlich ... immer die etwaigen Schäden des Flusses ... eigene Kosten ausbessern. Es kam dazu, daß ... damalige Haupt der Familie Bölling als ein „... fleißiger ordentlicher Wirt und guter Bezahl... bezeichnet wurde. Außerdem erklärte sich Böll... bereit, außer seinem jährlichen Pachtgeld noch ... Kapital von 50 Rthlrn. an Erbstandsgeldern ... erlegen. Am 3. Nov. 1780 fand eine Verhan... lung am Vogelsang statt, worüber folgendes P... tokoll aufgenommen wurde:

Actum am Vogelsang, den 3. Nov. 17...

Der Domainen Pächter Bölling gab zu ... kennen, wie Acten kundigermaßen bereits ... Anno 1776 öffentl. Termine zu Vererbp... tung des Hofes angesetzet worden wären, ... daß ein Liebhaber dazu sich eingefunden ha... Da er nun für sich und seine Erben den ... des Hofes gerne vergewissert haben mögte, ... wolte er ihm nunmehro die allergnädigste ... willigung der Erbpacht diesen Hofes und sä... dazu gehörigen Pertinentien gegen das ... Pacht-Quantum ad 76 rtlr. 13 ggr. 11,10 ... zu verschaffen bitten und zudem Ende ob... achtet die Gebäude bekandtlich ihm zugehö... 50 rtlr. in Preuß. cour. bar an Erbsta... Geldern zur Domainen Casse erlegen.

Actum ut supra.

v. Pestel

Am 14. April 1781 berichtete die Kriegs-... Domänenkammer Hamm wegen der Vererbp... tung des Domänenhofes an den König in ... lin. Der Schluß dieses Schreibens lautete: „... tragen kein Bedenken Ew. Königl. Majestät ... unterthänigst zu bitten, die Vererbpachtung ... Vogelsanghofes zu genehmigen." So wurde ... lich am 22. Mai 1782 der Erbpachtkontrakt ... schen der Königl. Preußischen Märkischen ... ges- und Domänenkammer und dem Doma... pächter Bölling geschlossen. Das Original ... Vertrages liegt noch in den Akten des Geh... Staatsarchives Grafschaft Mark Tit. XX, ... 12. Dieser Vertrag hatte folgenden Wor...

„Demnach der Domainen-Pächter Bo... sich ad Protocollum erkläret hat, wie er ... nen, das bei dem Domainenhofe Vogelsa... nant in der Renthey Wetter belegene ... Land und Holtzgewachs, da ihm die Ge... eigenthümlich gehören, in Erbpacht zu ne... auch Seine Königliche Majestät von Pr... unser allergnädigster Herr, per Rescript... d. Berlin, den 8ten May a. p., solche ... pachtung in Gnaden approbiret, und ... Cammer Deputation befohlen haben, den ... tract zu Stande zu bringen:

Als ist nach Anleitung des vorge... Clementissimi mit dem Domainen ... Boelking nachstehenden Erbpachts C... verabredet und geschlossen worden.

Art. 1.

Uebergiebet Nahmens Allerhöchstge... Seiner Königlichen Majestät dero Krieges... Domainen Cammer-Deputation, dem ... nen-Pächter Boelking seinen Erben und ... kommen, die nach anliegenden Anschlag... Vermessungs-Register bei dem Domainen... Vogelsang in der Renthey Wetter gele... Morgen 191 Ruthen Bau-Land (d. i. be... Land, Ackerland) und 1 Morgen 320¾ ... Wiese-Wachs nebst dem, ihm in der unter... missarischer Vermittelung vertheilten ... nanten Leibzüchter-Gehölz, anerfallene ... abgepfählten Antheil mit Vorbehalt de... minii Directix dergestalt a Trinitatis ... Erbpacht, daß derselbe das Bau-Land ... seiner besten convenience wirtschafftlich ... und gebrauchen kan, auch ihm überlass... bet sein Erbpachts-Recht einem dritte... approbatione der p. Cammer-Deputa... überlassen, wohingegen von dem Erb... kein Holtz, ohne Anweisung des Forst-A... hauen werden darf, und muß derselbe ... junge Bäume anpflantzen.

Art. 2.

Machet sich Erbpächter anheischig und verbindlich, nicht nur an Erbstands Geld die Summe von Fünfzig Rthlr. Berliner Courant baar zu erlegen, sondern auch pro Annuo Canone die Summe von Sechs und Siebenzig Rthlrn. 13 gr. 11,10 Pfg. ¼ in Gold und ¾ Courant in 4 gleichen Quartalen, Trinitatis 19 Rthlr., Crucis 19 Rthlr., Luciae 19 Rthlr., Reminiscere 19 Rthlr. 13 gr. 11,10 Pfg., in Summa 76 Rthlr. 13 gr. 11,10 Pfg., zur Renthen Wetter promt zu erlegen.

Arts 3.

Falls Erbpächter den Canon aufschwellen und ein Jahr lang unabgeführet lassen solte, gehet derselbe seines Erbpachts Rechts, und etwaigen Meliorationen für verlustig, auch kan derselbe bey allen eintreffenden Unglücks-Fällen auf keine Remission Anspruch machen, sondern bleibet demohnerachtet schuldig und gehalten, den Canon wofür derselbe hypothecarische Sicherheit nachweisen muß, richtig abzuführen. Wie nun

Art. 4

Erbpächter bey diesem Contract kräftigst geschützet und gehandhabet werden soll; so begiebet sich derselbe auch allen diesem Erbpachts Contracte zuwieder laufenden Einreden und Ausflüchten, so wohl überhaupt als insonderheit des Irrthums Veredung, die Sache sey anders abgeredet, als niedergeschrieben, und wie sie sonst Nahmen haben mögen, wie auch daß ein allgemeiner Verzicht nicht gültig, wenn nicht eine besondere Erzählung aller und jeder vorhergegangen.

Uhrkundlich der p. Cammer-Deputation Unterschrift, und dem beygedruckten Königlichen Insiegels. So geschehen Hamm, den 22ten Mai 1782."

Unterschrieben ist diese Urkunde zunächst von den Mitgliedern der Königlich preußischen Märkischen Krieges- und Domänenkammerdeputation. Da lesen wir Namen wie von Rheden, Meyer, Then Berg, v. Beust, Petri, Leach. Außerdem ist die Urkunde unterschrieben von dem Domänenpächter Johann Friedrich Bölling und seiner Ehefrau Maria Gertrud Bölling. Als Zeugen haben unterschrieben: Johann Henrich Asbeck und Johann Jürgen Flockenhaus.

Unterm 4. Juli 1782 wird dieser Erbpachtkontrakt von dem König von Preußen bestätigt (konfirmiert). Besonders wird dabei noch betont, daß die 50 Thaler Erbstandsgeld sicher und zinsbar angelegt werden sollen. Der Wert des Objektes wird in der Höhe von 1581 Reichsthalern angegeben, deshalb mußte 1 Rthlr. Stempelgeld und 20 Groschen Schreibgebühr von Bölling bezahlt werden.

Aelteste Ansiedlung im Umkreis der Ennepe

1. Neue und alte Siedelungsfragen.

Unter dem Druck unserer notvollen Zeit beschäftigt die Staatsmänner, Wirtschaftler und Volksfreunde besonders die Siedelung, die örtlich bedingte menschliche Niederlassung. Seit 1919 haben wir ein Reichssiedelungsgesetz, das den nötigen Grund und Boden für Neusiedler schaffen — schon ein Kapitalabfindungsgesetz von 1916 ermöglicht Kriegsbeschädigten die Anzahlung auf eine Siedlerstelle — und daneben schwache siedlerische Kleinbetriebe unterstützen will. In dem auch unsern Kreis einschließenden Ruhrsiedelungsverbande ist weitsichtige und großzügige Arbeit angefangen worden, die in den letzten Monaten leider etwas erlahmen mußte. Neuerdings ist durch Notverordnung die Kleinsiedelungsfrage für Erwerbslose aufgerollt worden. Volksvereine und Heimatfreunde fangen an, sich lebhaft mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Sie erwarten hinter den neuen Siedelungen auch neue Gemeinschaftsformen innerhalb unseres Volkes, besonders soweit als ein ausschlaggebender Grund hierbei die Selbhilfe in Betracht kommt. Dieser Gedanke entspricht auch dem Gedächtisfahr Steins, der alle Kräfte im Staate zu denkbar höchster Leistung entfaltet sehen wollte. Er treibt uns in unserer zerfahrenen geistigen Lage zur Besinnung auf die Grundlagen unseres kulturellen Daseins überhaupt. Zwar ist die Urbesiedelung unserer Heimat unter Zeitverhältnissen geschehen, die den gegenwärtigen ungleich waren. Aber die Grundlagen aller Siedelung, die Gestalt und Beschaffenheit des Bodens sind dieselben geblieben, so daß auch unser Geschlecht aus den Verhältnissen der Vorzeit für eine „neue Beheimatung" wird lernen können.

2. Diluviale „Siedelung".

Bevor wir auf die landwirtschaftliche Seßhaftmachung unserer Vorfahren hier an Ruhr, Ennepe und Volme bald nach dem Beginn unserer Zeitrechnung näher eingehen, müssen wir der Vollständigkeit halber darauf hinweisen, daß unsere Heimat schon viele Jahrtausende früher von Menschen bewohnt, d. i. dauernd besiedelt worden ist. In unserm Kalkriff, das wir u. a. in den verlassenen Kalköfen am Vogelsang erkennen und das sich von Düsseldorf bis über Brilon hinaus als Korallenküste des ehemaligen Weltmeeres hinzieht, fanden Höhlenbewohner vor Jahrzehn-, vielleicht Jahrhunderttausenden Schutz vor den Unbilden des Eiszeitwetters und vor den Urwelttieren von ungeheurer Stärke und Wildheit. Wenn auch diese Troglodyten in unserer Kluterthöhle nicht nachgewiesen sind, sondern nur als wahrscheinlich dort vorhanden gewesen angenommen werden können, so vermochte doch auch selbst der (seit 1856 bekannte) Neandertalmensch auf eintägigem Jagdgang bis in die Pürschgründe der Ennepe zu gelangen. Er ist als der früheste entdeckte Vertreter einer „vorsintflutlichen" Menschenrasse unser weitaus berühmtester Landsmann geworden und verdient schon deshalb unsere Aufmerksamkeit. Doch erst durch die Auffindung zahlreicherer Knochenreste eines gleichen oder ganz ähnlichen Menschenschlages hat er seit 1901 in unserem engdenkenden Geschlecht unwidersprochene Anerkennung gefunden. Die „Gesolei" in Düsseldorf zeigte sein „Standbild", wovon eine Nachahmung in einem Neandertaler Wirtsgarten aufgestellt ist. Die mit den Urmenschknochen aufgefundenen Waffen und Werkzeuge gehören der „Steinzeit" an. Die Bezeichnung dieser Waffen als Donnerkeile, d. h. als nach dem Volksglauben im Gewittersturm vom Himmel gefallene Keile, und die auffallende Häufigkeit der Beteuerungsform „Donnerkiel" an der Ennepe und in ihrer Umgegend sind unbewußte Erinnerungsreste im Volkstum an den „homo Neandertalensis". Seine Zeit mag den Untergang des sagenhaften Atlantis-Erdteiles miterlebt haben. Sie ruft Urbilder größten Ausmaßes von märchenhafter Schönheit in uns wach, wie sie Schiller vielfach (Eleusisches Fest, Glocke usw.) beschäftigt haben. Im vergangenen Jahre hat man übrigens in der Balver Höhle eine Pferdekopfzeichnung entdeckt, die in diluvialer Zeit, doch anscheinend nach dem Aussterben der Neandertalmenschenrasse, hergestellt wurde. Eine Abstammung der heutigen Menschen von jenem Urvolke erscheint ausgeschlossen. Dieses Volk war bald nach Beendigung der letzten Eiszeit vollständig ausgestorben.

3. Keltische Nomaden.

Es haben darauf von unserem Lande die Kelten, damals und noch lange nachher in nomadischem oder halbnomadischem Zustande, Besitz genommen. Es ist möglich, wird jedoch neuerdings beachtenswert bestritten, daß sie einer großen Anzahl unserer Flüsse, unter ihnen auch der Ennepe, die heutigen Namen gegeben haben. Sie wurden von dem nachdrängenden Volke der Germanen über den Rhein westwärts vorgeschoben, entwickelten im späteren Frankreich als Gallier eine hohe Kultur und breiteten sich nach Spanien, wo sie sich mit den Iberiern (Kelliberer) vermischten, und im Südosten sogar bis nach Kleinasien aus; dort erhielt Galiläa von ihnen seinen Namen. Westlich des Rheins mußten die Kelten immer mehr den Germanen und den von Süden vorgehenden Römern weichen. Sie „hängen heute in der Bretagne und in Wales an den Klippen der atlantischen Küste". Dauernde Wohnsitze scheinen sie bei uns nicht eingenommen und im übrigen wesentlich nur Eisen gesucht zu haben, dessen Verarbeitungskenntnis ihnen lange Zeit ein starkes Uebergewicht über ihre Gegner gegeben haben dürfte. Nach dem Weltkriege wird von dem Mischvolke der heutigen Franzosen, das sich als Nachkomme und Erbe jenes Volkes ausgibt, gern behauptet, die gesamten Westdeutschen, insbesondere im Rheintal, seien Kelten und darum eigentlich Stammesfranzosen. Dagegen hat unser bedeutendster Ortsnamenforscher Jellinghaus, der übrigens von dem gleichnamigen Gehöft an der Gevelsberger Grenze stammt (nicht dort geboren ist), in unserm Gebiete keinen einzigen keltischen Namen — er zählt auch die Ennepe nicht dazu — gefunden, und man spricht unter den deutschen Gegnern der keltenfreundlichen wissenschaftlichen Richtung wohl von einer Keltomanie und einem Keltenrummel. Wer das einschlägige Schrifttum weiter verfolgt, wird vielleicht eine Klärung dieser Frage in Kürze erwarten können. Eine Ansiedlung der Kelten in unserm Gebiete wird auch schon heute nicht mehr ernstlich behauptet.

4. Einwanderung der Deutschen.

Deutsche Stämme, Franken und Sachsen, haben die Kelten nach Westen abgedrängt. Die Franken haben sich besonders in dem fruchtbaren Rheintal festgesetzt, und den Sachsen blieb das im ganzen weniger nutzbare Gebiet östlich davon bis über die Elbe hinaus. Diese Sachsen waren ein gesundes Naturvolk. Es mußte sich für seinen Nachwuchs Raum schaffen durch Auswanderung oder durch Erhöhung des Bodennutzens; für die erstere konnte in unserm Heimatbezirk nur das Rheintal in Frage kommen. Jahrhundertelange Kämpfe haben diesetwegen zwischen den Sachsen und Franken hin- und hergetobt, und an den Ufern der Grenzflüsse Wupper, Ennepe und Ruhr hat sich mancher blutige Streit zugetragen. Das ursprünglich in Mark und Sauerland auftretende Volk der Sugambrer ist bis nach Reims vorgedrungen, wo später Chlodwig Christ wurde. Sonst haben die Sachsen den Franken keine nennenswerten Wohnsitze abringen können. Es blieb ihnen deshalb für ihren starken Bevölkerungsüberschuß nur die gründlichere („intensivere") landwirtschaftliche Ausnutzung des Bodens im Wege der Dauersiedelung. Das ackerbautreibende Volk der Römer, das vom Rheine her im letzten Jahrhundert vor Christo ins alte Sachsenland erobernd eingedrungen war und dem dann in Nordwestfalen durch den Cherusker Armin Halt geboten worden ist, hat sicher auf eine erfolgreiche Bodenbearbeitung bei uns eingewirkt. Doch sind Spuren dieses Eroberervolks bislang in unserer engeren Heimat nicht nachgewiesen; es scheint, daß es unsere schwer zugänglichen Berge gemieden hat und dafür auf mehr ebenen Wegen weiter nordwärts vorgedrungen ist. Kreuzweganlagen wie auf unserm Strückerberg erinnern zwar an römische Befestigungsweise im Limes der Wetterau, aber sie können auch nach römischem Vorbild von Franken ausgeführt oder ohne unmittelbare Anlehnung an solches Muster als von der Natur bedingt angelegt worden sein. Den Spuren der Römer sind die Glaubensboten des Christentums von Köln aus gefolgt, die sich dann auch in unsere Bergwälder vorwagten und nebenher auf die Landwirtschaft (Gartenbau), also auf die Siedelungsausgestaltung, ihren Einfluß ausübten. Aus dem breiten, leicht zu bebauenden Tale der Schwelme hat der bischöfliche Stuhl von Köln schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrh. Einkünfte bezogen, so daß angenommen werden darf, daß hier bereits um 500 das Christentum Wurzel gefaßt hat. Die von der Kultur des Christentums außerordentlich begünstigte Ansiede-

...ng unserer Vorfahren hier zwischen Ruhr und Wupper vollzog sich in der Form von Einzelhöfen oder kleinen Hofgruppen — im Gegensatz zu den Gewanndörfern nördlich der Ruhr. Das Einzelhofsystem wurde bedingt durch die Bodengestaltung mit eingeengten Weideflächen in tiefen Tälern und mit steilabfallenden Bergrücken.

5. Der Boden in der Urzeit. Orts- und Flurnamen.

Den Urzustand unseres Bodens schildert der etwa 100 nach Chr. lebende römische Geschichtsschreiber Tacitus, der die Beobachtungen für seine lebensvollen Darstellungen gerade im Gebiete unserer Heimat gemacht haben kann, im 5. Kapitel seines Buches über Deutschland mit folgenden Worten: „Das Land ist im ganzen mit finstern Wäldern und wüsten Sümpfen bedeckt." Diese Angabe läßt sich noch heute nachprüfen an den alten Orts- und Flurnamen, die als ruhende Pole in der Erscheinungen Flucht die vergänglichen Menschengeschlechter überdauert und früher, vielfach auch zuverlässiger als urkundliche Aufzeichnungen die ursprünglichen Benennungen auf unsere Zeit gebracht haben. Dafür nur wenige Beispiele, die sich fast zahllos vermehren lassen! Uralte Bezeichnungen für fließendes Wasser sind Mil(se)pe, Ennepe, Has(e)pe; der erstgenannte Name scheint mit dem griech. melas (schwarz) urverwandt, also Schwarzwasser zu sein, der zweite (noch umfochtene) erinnert in seiner ersten Silbe an Inn und ähnliche Flußnamen, der dritte entspricht dem angelsächs. hos, Wald, während das Grundwort in allen drei Fällen (pe, epe, auch ep, in andern norddeutschen Gegenden affa, ap, up, op usw.) Fluß bedeutet. Auch in dem Namen Schwelm (950 Suelmiu) steckt eine uralte Flußbezeichnung die mit dem Zeitwort schwellen zusammenhängt. Aehnlich weit zurück reicht das Wort Hart für Waldgebirge, das u. a. zu ert oder bloß t abgeschwächt worden ist. Hierher sind zu zählen Lietert (liet = ansteigend, vgl. Hainleite, also Waldanstieg; Wegename nahe dem Nirgena, südl. der Kölner Straße), Klutert (Klut, wie Kluten und Kloß = Rundung, Kugel), Hestert und Hesterhardt (vgl. Eichheister!), Derth (der = Baum als wachsender Stamm, im Gegensatz zu Balken, wie z. B. Rennebaum und Vornbaum). Sehr alt ist auch Saufte in Voerde, das ähnlich wie der Stadtname Soest einen Wassertümpel bezeichnet. Auf Sumpf weist auch mir, mer, mar, ebenso mos und maus, Namensteile, die in Mirke, Mehrenberg (heute verstümmelt in Ehrenberg), Marpe und Weitmar, ebenso wie in Weimar, sowie endlich in der Doppelbezeichnung Wassermaus (Milspe) enthalten ist. A nennt Wasser, Nirgena, früher Nergena, ist eine im Verhältnis zum besiedelten Berge niedrig gelegene Wasser- oder Sumpfparzelle. Die Beschäftigung mit der Deutung von Orts- und Flurnamen hat von jeher viele Liebhaber gefunden, so daß man von einer (irrtumsvollen) Volksetymologie spricht. Es wird sich noch Gelegenheit bieten, hierauf für unser begrenztes Heimatgebiet näher einzugehen; heute nur in übersichtlicher Aufzählung unter Rücksicht auf die Angaben des Tacitus ältere und neuere heimatliche Flurnamen, und zwar 1. für Wald: Strückerberg (anderswo älter Raffenberg, Rafflenbeul), im Holte, Berken, Wäbers Holt, Loh, Eickelskamp, Lindengraben, Buchholz, Wolfskuhle, Dörnen, Lichtenplatz, Lusebrink (lu, lo = Wald), Buchenberg, Stöcken, Grunewald, Vogelsang (vielleicht mit sengen. d. i. abbrennen, nämlich des Waldbestandes, zusammenhängend), Aske, Asbeck, auch Ischebecke (Esche); 2. für Sumpf: Rosendahl (Rosen = Rohr), Stubbrock (zusammengezogen aus Stuken (d. i. Stumpf) und Bruch, d. i. Sumpfland; hat mit dem gestutzten Stupprock eines sagenhaften Schneiders ursprünglich nichts zu tun!), Uellendahl (Uellen = Quellen), Grüggelsbecke (vgl. Bösebecke und das gleichbedeutende Quabecke in Voerde, quade = böse und greulich), Hilgenpoth (Pot = Sumpf), Ried- oder Ruttkamp (Ried = Rohr, Schilf; Rutt = Unkraut), Poeten (Mehrzahl von Pot = Sumpf), Pferdeteich (näml. Pedde, wie in Peddenöde Kröte).

H. Reurik.

(Fortsetzung folgt.)

Die Visio Walcuni

Von Dr. Bruno Zierenberg.

Den Anstoß zur örtlichen Verehrung Engelberts und zur Gründung des Klosters Gevelsberg gab die Legende des Cäsarius von der Visio Walcuni, wie sie sich in der Vita Engelberti aufgezeichnet findet:

„De fabro qui vidit cereum super locum martyrii sui.

Cum Dominus Deus, qui mirabilis est in sanctis suis, primum per varia signa gloriosi martyris Engelberti declarare cepisset merita, contigit fabrum quempiam, virum humilem satisque religiosum, Walkunum nomine, cum filio quatuordecim annorum propter artem fabrilem exercendam intempesta nocte transire iuxta locum in quo beatus occisus est episcopus. Et ecce cereus gloriosus, decenter satis compositus super ipsum locum martirii, flammis radiantibus et ad mensuram cubiti unius a terra elevatus ab utroque visus est. Cumque tenebras noctis per circuitum idem cereus illuminaret, guttis ymbrium et flatu ventorum extingui non poterat. De qua visione non modicum mirantes et, quid visio portenderet, non ignorantes, gracia oracionis ad locum accesserunt. Et cum cereum videre possent, non tamen eum manibus tangere potuerunt. Qui statim ad villam Suelme properantes, quid viderent Bertoltho sacerdoti per ordinem retulerunt. Eodem tempore Ecbertus monachus de Scheide presens fuit, qui eandem visionem se vidisse testatur. Eratque hec visio indicium lucerne Dei adhuc sub modio posite, ponende in proximo super candelabrum." (Vgl. Matth. 5, 15.)

Zu deutsch:

Von einem Schmied, der auf der Blutstätte Engelberts eine Kerze erblickte.

Als Gott der Herr, der wunderbar ist in seinen Heiligen, soeben angefangen hatte, die Verdienste des ruhmreichen Blutzeugen Engelbert durch Zeichen zu erweisen, begab es sich, daß ein Schmied mit Namen Walkuno, ein bescheidener und gar frommer Mann, mit seinem vierzehnjährigen Sohne, um sein Handwerk auszuüben, in tiefer Nacht an dem Orte vorbeiging, wo der selige Bischof getötet worden ist. Und siehe, da erblickten beide gerade auf der Blutstätte eine helleuchtende Wachskerze, die kunstvoll gebildet war, in blendendem Lichte erstrahlte und sich wohl eine Elle hoch von der Erde erhob. Wie nun diese Kerze die nächtliche Finsternis ringsum erhellte, vermochten sie weder Regen noch Wind auszulöschen. Hierüber höchlichst erstaunt und die Bedeutung der Erscheinung wohl begreifend, begaben sich die beiden an den Ort, um dort ein Gebet zu errichten. Und obwohl sie die Kerze sahen, vermochten sie sie doch nicht mit den Händen zu greifen. Alsbald aber eilten sie gen Schwelm und erzählten dem Priester Berthold, was sie gesehen hatten. Zu der Zeit hielt sich dort der Mönch Ekbert aus Scheda auf, der ebenfalls bezeugt, die Erscheinung gesehen zu haben, die offenbar ein Zeichen war, daß Gott sein Licht, das bisher unter dem Scheffel gestanden, nunmehr in die Nähe auf einen Leuchter gestellt hatte.

*

Drei Personen sind in dem Bericht genannt: der Handwerker Walkuno, dessen Wohnort nicht erwähnt wird, der Priester Berthold aus Schwelm und der Mönch Ekbert aus dem Kloster Scheda (am Hellweg). Die Persönlichkeit des Bertholdus wird ohne Namennennung noch in einem zweiten Wunderbericht gestreift, der an die Vision des Walkuno anknüpft und mit den Worten beginnt: „Post iam dictam visionem in populo per sacerdotem declaratam . . .", d. h.: „Nach dieser dem Volke durch einen Priester bekannt gegebenen Erscheinung . . . ." In einem dritten Wunderbericht werden als Zeugen genannt: Everardus sacerdos de Suelme cum eiusdem villae plebano Bertholto et Johanne subdiacono, die also alle drei in Schwelm ansässig waren. Es steht hier aber Berthold an zweiter Stelle und das ist bedeutungsvoll für eine geschichtliche Streitfrage. Bekanntlich wurde dem ermordeten Erzbischof die Aufbahrung in der neuen, noch nicht geweihten Schwelmer Stadtkirche von einem Priester versagt. Es heißt in der Vita: „Quo[niam] Suelme perducentes, cum in ecclesia illud [fie]ri nere decrevissent, non permisit sacerdos, co[ns]te. taminacionem basilice pretendens, cum mag[is] sanguine dedicaretur. Propter quod et ali[i] quedam, in quibus martiris gratiam demeru[i]sque hodie graviter satis in suo corpore d[e] vinitus flagellatur." Also: Die Führer des Kon[-] rens hatten beschlossen, die Leiche in der Kirch[e] zu Schwelm beizusetzen, was aber der Priester verweigerte, indem er eine Entweihung des Gotteshauses vorschützte, obgleich sie doch durch das Blut des Märtyrers mehr noch geweiht worden wäre. Für diesen und anderen Frevler am Ansehen des Heiligen wurde er hernach vom Gott durch schweres Körperleiden lange gestraft. In diesem Gestraften vermutet Tobien unseren Priester Berthold. Mir erscheint das fraglich. Wie schon angedeutet, waren in Schwelm zwei oder mehr Geistliche vorhanden, denen größeres Befugnisse zustanden. Da gerade Berthold später mit Engelbert seelsorgerisch in Verbindung gebracht wird, so ist nicht recht erfindlich, warum die bewiesene „Hartherzigkeit" (Ficker) oder wohl besser „Engherzigkeit" (Reurik) von ihm ausgegangen sein soll. Jedenfalls hat der Leutpriester von Schwelm noch mindestens 25 Jahre amtstätig gelebt, was von einem von Gott Geschlagenen nicht anzunehmen ist: Ein Bertoldus plebanus de Svelme unterzeichnet 1250 eine Urkunde, in der Hedwig von Volmarstein, Tochter eines Ritters, dem Kloster Gevelsberg den großen Hof Scherenberg bei Haßlinghausen (Gennebreden, z. vermacht. (Nach neueren Darlegungen beruht die Weigerung des Schwelmer Pfarrers auf politischen Erwägungen. Vgl. Böhmer in „Die Erde" 1925/27.)

Von den Wundererzählungen des Cäsarius gerade die Vision Walkunis schrifttümlich am stärksten vertreten. Zunächst bringt sie Schlo[ss]mann (1907), der sie allerdings irrtümlich als Sage bezeichnet, in kurzer Fassung. Er hat auch zuerst auf die Tobiensche Hypothese aufmerksam gemacht. Eine auf Schloemanns „Geschichte von Gevelsberg" fußende Darstellung gibt Lorenzen in seinem Heimatbuch „Hagen" (1922) unter der Ueberschrift „Vom Kloster Gevelsberg". Daß er von einer „halbbrennenden" Kerze spricht, ist wohl ein Druckfehler statt „hellbrennend". Auch Schnettler geht in der Gedenkausgabe „700 Jahre Gevelsberger Geschichte" (1925) näher auf die Walkunolegende ein. In meiner „Geschichte Gevelsbergs" habe ich ebenfalls (S. 10) den Gründungsanlaß des Klosters aus der Erzählung von dem gottesfürchtigen Schmied Walkuno hergeleitet, das Geschehnis aber ausführlich in den „Ennepesträßer Heimatbildern" (1929) in Form einer längeren Darstellung mit dem Titel „Die Erscheinung" und im Zusammenhang mit der Legende von der persönlichen Erscheinung Engelberts auf der Stätte des Martyriums frei behandelt, wozu H. Porth eine wohlgelungene Zeichnung geliefert hat.

Gesundheitliches aus Altwestfalen

Von A. H. Blesken, Hagen-Vorhalle.

Als der Großvater die Großmutter nahm, waren in der Soester Börde — wie wohl überall in unserer lieben Heimat — bei der Behandlung von allerlei Gebresten Bräuche im Schwange, die heute zumindest unsere Verwunderung, manchmal aber auch bedenkliches Kopfschütteln erregen. Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß der Arzt, zumal bei leichteren Erkrankungen, meist kaum oder gar nicht gerufen wurde. Der Grund dazu lag auch in den damaligen Verkehrsverhältnissen. Eisenbahnverbindung hatten nur die beiden Städte Soest und Werl, aber keins der zahlreichen Dörfer, wenn wir etwa von Sassendorf absehen. Von den modernen Verkehrsmitteln Auto und Motorrad — war überhaupt keine Rede. Aber der Arzt kostete außer der Zeit auch

ter Stell nd das war vielleicht noch ein schwer-
eschichtlicherer Grund. Es mußte deshalb schon
ermordete noirig" (hoch nötig) sein, wenn man den
euen, no mühte. In den meisten Fällen behalf
von einem mit Hausmitteln. Leichtes Unwohlsein
ta: „Quenan nicht hoch an; und es mußte sich schon
illud pekig zeigen, wenn man Gegenmaßregeln
rdos, conte. Zunächst wurde der Kranke ins Bett
um mag um ans Schwitzen zu kommen. Eine
d et alt Schwitzkur galt in den meisten Fällen als
demeru und probates Mittel. „Hei mot maoll
orpore d sweuten" (er muß tüchtig schwitzen), das
r des Kan erste Ratschlag für den Kranken. Wenn
der Kirch ich nun die ungeheuren Federbetten vor-
r Priester wie sie bei unseren Altvordern in Gebrauch
hung de so kann man sich denken, daß der Kranke
och durch in Schweiß geriet. Wollte der sich aber
g e weilen nicht einstellen, so kamen allerlei schweiß-
en Freunde Mittel in Anwendung. Tee aus „Brem-
rnach vesiar" (Brombeerblätter), heiße Milch, hei-
e gestrafaffee oder Rum kamen zuerst in Frage.
n unseren en sie nicht die erhoffte Wirkung, so schüt-
s fraglich an in Milch und Kaffee wohl noch eine
pelm zwei Messerspitze voll gemahlenen Pfeffer.
n größtes recht warm halten, das war die Haupt-
thold sp Darum durfte auch nicht das leiseste Lüft-
erbindung die Schlafkammer, und es wäre geradezu
h, warum fug erschienen, die Fenster zu öffnen.

oder wo ur nun der Kranke, dank der vielen Mittel,
m ausg sich in Schweiß gebadet — „säo natt ä
eutpriester — so war in den leichten Fällen das Un-
re amts in wohl auch behoben. Er stand auf, rieb
Geschlag rdentlich ab, „trock 'n rein Hiemd an" und
ldus pl wieder seinem Tagewerke nach.
eine U

, Tochter auch die Eßlust gemindert, so genoß der
en große leicht verdauliche und appetitanregende
ennebree n, z. B. „Waitstiuten un Britzeln" (Wei-
n beru ot und Zwiebäcke), ein Haferschleimsüppchen,
auf po robusteren Naturen auch einen Hering. Was
in „Ra die rein örtlichen Krankheiten anbelangt, so
man ihnen mit mancherlei Mitteln zu Leibe.
äsarius große Rolle spielte dabei die Kamille, die
nlich anderen Leiden als Tee, bei äußeren in der
e Schlo eines Säckchens mit Kamillenblüten, das
nlich a auf die schmerzenden Stellen gelegt wurde,
hat au große Rolle spielte. Auch die Wacholder-
fmerksa war als angewandtes Räuchermittel wohl-
pichte ve nt. (Diese Beere wurde nach dem Grund-
renzen i Was für den Menschen gut ist, kann dem
nter d nicht schaden — auch bei diesem in vielen
n angewandt. Beispielsweise sollten Dämpfe
Daß ein Wacholderbeeren dem erkrankten Kuheuter
richt, aus zuträglich sein und Heilung bringen.)
". Au Kopfschmerzen wurde die Stirn mit Korn-
00 Jah ntwein eingerieben. Gegen den Schnupfen
auf d derselbe auch helfen. Man schüttete einige
pichte G fen in die hohle Hand und sog sie dann mit
en Grü Nase auf. „Dann wad't eme losse ime Koppe."
lung vo in wird's lose im Kopf, wo man doch vorher
hergeh dumpfe, spannende Gefühl hatte.) Oder es
den „E auch: „Et ieß eme nit mä säo duenne (fest)
rm eine Koppe". Bei Halserkrankungen galt als
e Erschei probates Mittel ein wollener Strumpf. Der-
Legend mußte mit der „luchten Suit" (linken Seite)
lberts a den Hals gelegt werden und mußte recht
elt, wo rig, also getragen sein. Außerdem mußte
gelie ihn am linken Fuße getragen haben. (Hier
m wohl dieselben Gedanken zugrunde, wie
ffale der vor etwa 40—50 Jahren durch den be-
rhalle. nten Professor Gustav Jäger, München. So
nahm, gepriesenen Gesundung durch Wollkleidung,
hl über der genannte Gelehrte auch wissenschaftlich zu
handlun eisen suchte.) Ein ganz merkwürdiges Mittel
ange, b n Schluckbeschwerden muß hier erwähnt wer-
nanchm dessen wohl nur in der Einbildung bestehende
gen. Z kung Folgen der Suggestion waren. Jemand
daß d m die Hand der mit den Schluckbeschwerden
en, wa fteten Person in seine eigene linke Hand, so
er Grun der Handrücken nach oben lag. Dann feuch-
rsverhä er den Daumen der rechten Hand mit etwas
die b eichel an und strich mit starkem Druck über
der zu beiden, etwa dem Puls gegenüber liegenden,
Saffende eglichen Knöchelchen. Jedesmal, wenn diese
nitteln angen", mußte die erkrankte Person schlucken.
pt kei ch 3—5-maligem Streichen sagte man schon
Zeit au 3 gerne, man fühle nichts mehr, denn es war
m festzustellen, was mehr schmerzte, der ge-

strichene Arm oder der Hals. Die ganze Prozedur nannte man: Hiuk schiuwen (schieben). Das Gurgeln war bei Halsschmerzen wohl kaum bekannt. Das Klopfen auf den Rücken, wenn jemand etwas „in de unrächte Struotte (Luftröhre) kriegen ha", ist ja auch heute noch bekannt. Bei Zahnschmerzen nahm man einen Schluck Kornbranntwein in den Mund, um damit die Schmerzen zu betäuben. Aeußerlich legte man ein Säckchen mit trockenen Kamillen oder auch ein Pflaster von schwarzer Schmierseife auf die Backe. Auch die „Mireuxwuottel" (Wurzel des Meerrettigs) spielte bei Zahnschmerzen eine gewisse Rolle. Wenn sich jemand einen Zahn ausgezogen hatte — bei einem Kinde, das sich noch im Besitz der Milchzähne befindet, ist das ja eine recht harmlose Operation — dann durfte man ja nicht versäumen, sich den ausgezogenen Zahn über den Kopf zu werfen und dabei zu sagen: „Aolle Tahn, gief mi'n niggen wuier!" (Alter Zahn, gib mir einen neuen wieder!) Daß das viele Essen von Süßigkeiten den Zähnen nicht dienlich war, erkannte man auch früher schon, denn man sagte warnend: „Diu maß nit säoviell Klümpkes iätten; dao fallt di de Tienne van iut!" (Du mußt nicht soviel Klümpchen essen, davon fallen dir die Zähne aus.) Wenn man es an den Augen hatte, so war nichts besser, als „flaiten Water" (fließendes Wasser). Wohl dem, der einen Bach in der Nähe seiner Wohnung hatte, in dem er die kranken Augen „frui saken" (oft) waschen konnte. Zahn- und Augenkrankheiten kamen oft von einem „Flüett" (Fluß) her. „Mui ies'n Flüett op et Aeoge schuotten", erklärte man. (Mir ist ein Fluß auf das Auge geschossen.) Das ist derselbe Fluß, von dem der „Wandsbecker Bote" sagt: „Er (der Winter) spottet über Fluß im Zahn und Kolik in Gedärmen." Bei Erkrankungen der Luftwege sagte man ganz allgemein: „Hai hiät't op d'r Buost." (Er hat's auf der Brust.) Hausmittel hiergegen waren Honig, ein mit Zucker geschlagenes Ei, ein aufgelegter „baogen" Lappen (Wollappen) und Einreiben mit heißem Oel. Bei Leibschmerzen suchte man — vielfach wohl nicht mit Unrecht — den Grund in Blähungen. „Ick sin säo opgeblaosen; de Winne gaoht nit" (Ich bin so aufgeblasen; die Winde gehen nicht). Auch dagegen hatte man sich ein Gebräu hergestellt: Man goß Branntwein auf zerschnittene grüne Walnüsse oder „Wiärmat" (Wermut) und ließ diesen Sud möglichst lange ziehen. Wenn es dann jemand „ime Balge" hatte, wie der derbe Ausdruck für Leibschneiden lautete, dann tat ein solch selbstgebrautes Tränklein gute Dienste. Dem Alpenbewohner dient sein Enzian zum selben Zweck. Ein eigenartiges Mittel wurde gegen Ohrenschmerzen empfohlen. Frisch gebrannter Kaffee wurde auf den Tisch geschüttet und mit einem Tuche zugedeckt. Darunter mußte man den Kopf stecken und dann den „Swam" (Schwaden) der dampfenden Kaffeebohnen auf das schmerzende Ohr einwirken lassen. Lange hielt das keiner aus, dene es war eine „Piärrtiuer" (Pferdekur). Daß man gegen irgend welche inneren Krankheiten Schafläuse zum Butterbrot aß — man kann schon frieren, wenn man's hört — das habe ich mir zwar erzählen lassen, aber niemals selbst gesehen. Das Essen von Hundefleisch als Heilmittel gegen die Schwindsucht ist mir wohl aus anderen Gegenden bekannt, mag aber auch in der Soester Börde vorgekommen sein. Und noch etwas über äußere Gebreste.

Als Zugpflaster bei Geschwüren verwandte man frische Kohlblätter, gequetschten Leinsamen oder gekochte Grütze, beides in einem Beutelchen aufgelegt, oder auch — frischen Kuhfladen! Probatum est! Es soll aber alles geholfen haben. Zu gleichen Zwecken wurde auch ein Butterbrot mit ungesalzener Butter verwandt. Auch das Bähen mit Wacholderbeeren trat wieder in Erscheinung. Auf frisch blutende Schnittwunden legte man aus Viehställen gesammelte „Spinnekoppen" (Spinnweben)! Je staubiger, desto besser! In der heutigen Zeit der antiseptischen Wundbehandlung schlägt man natürlich die Hände über dem Kopf zusammen ob solcher Barbarei. Daß Wunden und auch andere Uebel „besprochen" wurden oder daß darüber gebetet wurde, ist mir aus meiner Jugend durchaus bekannt. Ich erinnere mich zweier alter „Omas", die von diesen „Sümpetuimitteln" (Sympathiemitteln) recht fleißigen Gebrauch machten und auch mancherlei Zulauf hatten. Freilich, mehr als ein „Ick segge ok danke" werden sie wohl nicht verdient haben

Viel Aberglaube zeigt sich natürlich bei den Sympathiemitteln, die irgendwie mit dem Toten zusammenhängen. So glaubte man z. B., daß aus Sarggriffen angefertigte Ringe ein gutes Mittel gegen die Gicht seien. Damit Warzen verschwinden, muß man mit ihnen über das Gesicht eines Toten streichen.

Zum Schluß noch einiges über Hautpflege oder Schönheitsmittel, wie man will. Das Waschen mit Märzenschnee vertreibt die Sommersprossen. Ebenso ergibt das Waschen in der „Wietke" (d. i. die grünliche Flüssigkeit, welche beim Ausscheiden des Käses aus der Dickemilch entsteht), eine zarte weiße Haut. Gegen aufgesprungene Hände soll das Waschen in Urin gut sein. Das sind wenigstens noch einfache Schönheitsmittel, und zu viel Geld kosten sie auch nicht.

Den drastischen Humor der damaligen Zeit zeigt ein Rezept zur Förderung des Bartwuchses. Wenn einem der Bart nicht wächst, dann ist er noch „miet'n Gaisen am prozessen" (mit den Gänsen am prozessen). Zur Förderung dieses Prozesses empfiehlt ma ihm, die Oberseite der Oberlippe mit Honig, die Unterseite mit Hühnerdreck einzuschmieren.

Gewiß haben wir viel Aberglauben bei der Behebung von Krankheiten bei unseren Vorfahren gesehen. Manches Heilmittel tut uns dagegen noch heute gute Dienste. Vor allem gilt das von der Bedeutung einer gesundheitlichen Regel, die wohl im ganzen Gebiet der niederdeutschen Sprache bis hin nach Holland bekannt ist und in ihrer drastischen Kürze eine beachtenswerte Weisheit enthält. Sie möge deshalb den Beschluß unserer kleinen Plauderei bilden:

Dien Kopp haol kauhl,
de Faite warm;
un haol'n Pupper uoppen —
un laot'n Dokter lopen!

Bismarck und das westfälische Bewußtsein

Bismarck hat einmal über die Westfalen Worte gesprochen, die bei den Westfalen unvergessen bleiben, weil sie besonders treffend sind und aus feinstem geschichtlichem Verständnis stammen. Er sagte zu den Westfalen, die ihn in Friedrichsruh aufsuchten, folgendes: „Eins ist Ihrer Landschaft immer eigentümlich geblieben: Wie sie auch in bischöfliche Territorien und kleine Fürstlichkeiten geteilt sein mochte, sie hat sich immer einig gefühlt als Westfalen, und selbst bei der konfessionellen Scheidung. Ich habe immer gefunden, daß der Westfale sich als solcher bekennt, während ich das von anderen Stämmen nicht sagen kann. Der Schwabe, er nennt sich Württemberger, Badener — aber der Westfale, so unangenehm ihm sein nächster Nachbar in Westfalen sein mag, er bleibt immer Westfale. Und so wird es auch weitergehen."

Wie ein Paderborner die Türken bezwang

Wie die vor 100 Jahren viel gelesene Zeitschrift „Hermann" (1825, S 102) berichtet, erzählte man sich damals in Paderborn folgendes Geschichtchen: Die Paderborner Truppen der Reichsarmee wurden von einem baumlangen Leutnant befehligt. Als man diesen nach seiner Rückkehr aus dem zweiten Türkenkriege fragte, wie es ihm in der Türkei ergangen sei, antwortete er stolz: „Recht gut; die Türken hatten noch aus dem ersten Feldzuge zu viel Angst vor mir; denn kaum sahen sie mich, so liefen sie mit dem lauten Angstrufe davon: Jesus, Maria, Joseph! Da ist der lange Leutnant von Paderborn!"

Die Oertlichkeiten der Varusschlacht

(Zu den neuesten Ausgrabungen.)

Von A. H. Bleskeu.

Der, welcher den Dingen nicht ganz nahe steht, wird gleich fragen: „Oertlichkeiten? Der Ort der Varusschlacht ist doch der Teutoburger Wald. Ganz richtig, den „saltus teutoburgiensis" nennen auch die alten Geschichtsschreiber; aber welches Gebirge oder welche Gegend meinen sie damit? Wo lag der Teutoburger Wald? Wiederum wird man sich die Antwort ganz einfach machen: In der Gegend von Detmold, um die Grotenburg herum, wo er heute auch noch liegt. Gemach, so einfach liegen die Dinge doch nicht. Vor dem 30-jährigen Kriege hieß der heutige Teutoburger Wald ganz schlicht und einfach Osning und Lippischer Wald und hat den Namen Teutoburger Wald ganz willkürlich erhalten. Wie das kam? Ums Jahr 1514 hatte man im alten Kloster Corvey eine Abschrift jenes berühmten Geschichtswerkes wieder aufgefunden, das uns unter dem Namen der Annalen des Tacitus bekannt ist und das uns u. a. vom Castell Aliso, vom Drususaltar und vom saltus teutoburgiensis erzählt. Als nun reichlich 100 Jahre später ein Paderborner Arzt und Geschichtsschreiber ein Werk „Das alte Deutschland" verfaßte, da sah er im Stolz seines Lokalpatriotismus in dem in der Nähe Paderborns liegenden Elsen die Stätte des alten Aliso, und deshalb mußte das umliegende Gebirge doch der Teutoburger Wald sein. Als nun auch der Landesherr des Paderborner Geschichtsschreibers, der Bischof von Paderborn sich mit seiner ganzen Autorität für die Richtigkeit der These einsetzte, war es da ein Wunder, daß sie gläubige Anhänger fand, daß sie sich Jahrhunderte halten konnte, zumal der Beweis ihrer Nichtglaubwürdigkeit nicht leicht zu führen war.

Aber die Forschung steht nicht still, und alle aufgestellte Thesen können sich nicht ewig halten. Es entsteht um sie ein Kampf, in dem sie angegriffen, verteidigt und immer wieder angegriffen werden. So erging es auch der obigen: Osning-Teutoburger Wald. Wenn sie vielleicht auch noch heutigen Tages Anhänger haben mag, so mußte sie sich doch recht starke Angriffe gefallen lassen. Ihr schärfster Gegner war wiederum ein Paderborner Gelehrter, der Gymnasialprofessor Hülsenbeck, der Aliso in die Nähe der Stadt Lünen und den Schauplatz der Varusschlacht in den Arnsberger Wald verlegte. Wenn Hülsenbecks Hypothese eben auch nur eine solche mit Fehlern und Schwächen geblieben ist, so eignet ihr doch ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit, tritt doch auch einer der besten Kenner der ganzen Materie, der Pfarrer Prein, Hohenlimburg, dafür ein, daß Aliso im Seseke-Körne-Winkel bei Oberraden, also in der Nähe Lünens, zu suchen sei.

Aber wie Hülsenbecks Hypothese nicht die erste über die Varusschlacht war, so blieb sie auch nicht die Letzte, zumal manche Forscher bei der Eigenart der Sachlage ihrer Phantasie den breitesten Spielraum gewährten. Vom Habichtswalde bis zur Lippemündung sind die Orte zerstreut, bei denen man den Schauplatz der Hermannsschlacht glaubte finden zu können, und die Verteidigung aller vorgefaßten Meinungen hat eine ganze Literatur hervorgebracht, deren Nummernzahl eher über, als unter 100 liegt. Diese Schriften hier alle aufzuzählen, ist nicht angängig, hat auch gar keinen Wert, zumal die allermeisten von ihnen den neuesten wissenschaftlichen Belastungsproben, von denen noch zu reden sein wird, nicht standhalten. Aber eins der älteren Bücher mag hier doch kurz erwähnt werden, nämlich das des alten Pastors Carl Heinrich Petersen in Weitmar bei Bochum. Nicht weil er auch als echter Lokalpatriot den Schauplatz der Varusschlacht in die Umgegend des Ortes verlegt, an dem er 50 Jahre und mehr amtiert hat, sondern um der Eigenartigkeit der Beweise willen, mit denen er seine Ansichten zu belegen versucht. Ihm verschlägt es nicht viel, daß keine schriftlichen Quellen vorhanden sind, er sieht eine Fülle von Notquellen, wie er sie nennt, in der geologischen Beschaffenheit des Bodens (Waldungen, Bergen, Flüssen, Siepen, Dellen usw.), in den mündlichen Ueberlieferungen (Mythen, Sagen, Sprichwörtern), in den Steinen, Säulen, Trümmern von Gebäuden und Hütten, in den Festen, Sitten, Zeremonien, Prozessionen, in den Namen von Oertern und Personen, wie Loh, Mayloh, Lohbusch, Thy, Thyge, Thygeman, Wieme-Else (Wiemelhausen), Wortmann, Worthof, doch hier bringt der alte Petersen eine solche Fülle von Beispielen, daß ihre Aufzählung zur Unmöglichkeit wird. Aber gerade an dieser Stelle ist noch auf eine ganz besonders charakteristische Art seiner Beweisführung aufmerksam zu machen, nämlich auf die ethymologische. Was dabei so eigenartig und für den Freund der Mundart so wertvoll ist, das ist die Beweisführung des Verfassers unter Benutzung der mundartlichen Ausdrücke. Das ist für ihn gerade so zwingend in seinen Annahmen, daß sich in diesen Bezeichnungen die Verwandtschaft der griechischen und lateinischen Sprache auf der einen und der deutschen auf der andern zeigt, was an einer großen Zahl von Beispielen erläutert wird. Petersen hat diesen deutsch-griechischen Wörtern ein ganzes Kapitel gewidmet. Er läßt sich auch nicht beirren durch das skeptische Lächeln der zünftigen Forscher, und er braucht das auch nicht, umsomehr, als es sich bei ihm ja auch nicht um die manchmal gefährlich werdende „Volksethymologie" handelt. Sein Beruf setzt ja die genaue Bekanntschaft mit fremden Sprachen voraus. Er ist also selbst ein Sprachwissenschaftler. Was ihn aber diesen Leuten überlegen sein läßt, das ist eine so eingehende Kenntnis des Niederdeutschen, auch der Ausdrücke, die sich hochdeutsch manchmal garnicht wiedergeben lassen, wie sie nur eben jemand haben kann, der die Mundart von Geburt an gesprochen hat. Ueber die Frage, inwieweit der alte Weitmarer Pfarrer im Recht ist, sind die Akten noch nicht geschlossen, im Gegenteil, man wendet diesen Dingen heute erhöhte Bedeutung zu. Die einfachste Deutung wird häufig am wenigsten ins Auge gefaßt. Warum sollen denn auch die Brukterer nicht die Leute sei, die im „Brauke", d. h. im Bruch wohnen? Die Beispiele können nach Petersens Buch beliebig vermehrt werden, es würde aber hier zu weit führen. Seine Weitmar-Theorie mag aber auch aus andern Gründen eine gewisse Berechtigung haben.

Wie kommt es denn nun überhaupt zu den zahlreichen verschiedenen Thesen über die Varusschlacht? Doch wohl daher, daß man immer nur die schriftlichen Quellen reden ließ und nicht daran dachte, einmal den Boden zu befragen. Ein so gewaltiges Ereignis, wie es die Varusschlacht nun einmal war, mußte doch irgendwie Spuren im Erdboden zurückgelassen haben. Aber die Wissenschaft des Spatens, wie man sie wohl nennt, ist noch nicht alt, und erst in der allerjüngsten Zeit hat sie ihre so großartigen Ergebnisse gezeitigt, und noch viel mehr wird von der Zukunft von ihr erhofft. Scheint es doch, als wenn man erst bei den Anfängen stände. Auch der oben erwähnte Forscher Hülsenbeck hat sich schon auf Bodenfunde bezogen, wenn er auf die bei dem Dorfe Budberg aufgefundenen Goldmünzen hinweist. Aber planmäßig hat doch, so weit ich sehe, erst Pfarrer Prein die Sache in die Hand genommen, und die Ergebnisse seiner sich wohl durch ein Menschenalter hinziehenden Arbeiten, von denen er uns in seinem Buche: Aliso bei Oberaden und die Varusschlacht erzählt, sind geradezu erstaunlich zu nennen. Man braucht da beispielsweise nur an das eine zu denken, daß unter Benutzung der Preinschen Ausgrabungen die Rekonstruktion des Römerlagers ermöglicht wurde, die uns die vorgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums in Münster zeigt. Gewiß, ein vorsichtig Urteilender erwartet auch von Ausgrabungen nicht alles, und es wird auch in Zukunft noch manches Hypothese bleiben und der Schauplatz der Varusschlacht wird vielleicht niemals so sicher festzustellen sein, als der der Schlacht von Vellinghausen. Aber das ist doch mit Sicherheit zu sagen, daß durch die Wissenschaft vom Spaten noch manches jetzt noch dunkle Zusammenhänge gebracht werden wird. Aus diesem Gesichtswinkel müssen alle Grabungen, auch die in neuer in der Nordostecke des Arnsberger Wal Rüthener Stadtforst, getätigten, betrachtet werden.

Wir müssen bedenken, daß diese Ausgrabungen erst begonnen sind. Zunächst sind sie unterbrochen. Leider hat sich schon eine Sensation dieser Sache bemächtigt. Man schon von 4000 Grabstellen, ohne irgendeine Zahl mit dem Spaten festgestellt zu haben behauptet schon, daß hier die Toten der schlacht begraben seien, ohne auf Grund gaben zu wissen, ob es sich überhaupt manische Gräber handelt. Schnell Schlüsse ziehen, ohne durch zwingende Gründe berechtigt zu sein, ist leichtfertig und unwissenschaftlich. Wir lehnen nachdrücklichst alle auch in diesem Falle ab. Im nächsten Jahre sollen die Ausgrabungen unter Dr. Sprockhoff fachkundiger Leitung fortgesetzt werden. Bis dahin müssen wir uns schon gedulden, aber andererseits auch jede vorzeitige, unbegründete Schlußfolgerung ablehnen. Auch Rektor Henneböle, Rüthen, der örtliche Leiter der Ausgrabungen im Arnsberger Walde, warnt vor zu schnellen und zu weitgehenden Folgerungen.

Die Gräber im Arnsberger Wald

— Germanengräber?

Die sensationelle Meldung, die durch die deutsche Presse ging, nach der man im Arnsberger Wald rund zehntausend Germanengräber gefunden haben soll, eilt den Möglichkeiten weit voraus, daß sie heute als noch sehr unzureichend angesehen werden muß. Es haben bis jetzt nur einige unzulängliche Stichproben ohne wissenschaftliche Beweisfunde stattgefunden. Ob es sich tatsächlich um Gräber handelt, wie die Meldung so genau wissen wollten, ist für den Wissenschaftler noch sehr ungewiß. Erdbestattung kommt bei den Germanen nicht in Betracht, da sie ihre Toten zu verbrennen pflegten; und Feuerbestattungen hinterlassen gut und zuverlässig festzustellende Spuren. Aber Aschenspuren hat man nicht gefunden. Es müßten Brandgräber sein, die heute als sicher angenommen wird, daß die Germanen niemals Leichen unverbrannt beigesetzt haben. Wenn auch zugegeben sein mag, daß es auch hier vielleicht kein Niemals gibt, so sind wir doch noch weit von einer neuen Erkenntnis entfernt, die Gräber sind bis jetzt leer, irgendwelche Beigaben sind nicht gefunden worden, und Leichenreste (phosphorsaurer Kalk von Erdbestattungen, Asche von Feuerbestattungen) sind nicht bündig erwiesen. Mit Vermutungen und allgemeinen Meinungen kommt man gerade in diesem Falle nicht weiter. Man muß sich klar machen, daß es sich hier nicht um einen vorgesendeten Funden handelt, sondern um einen, der endgültigen Aufklärung der Römergeschichte Westfalen voraufgeht — immer nur nach den vielen Einzelheiten unsicheren und phantastischen Varusschlacht-Hypothese von Köhler. Die Wissenschaft hat sich mit Köhler schon früher, bei Erscheinen seines Buches auseinandergesetzt, die weitesten mitgingen, haben in seiner Erklärung eine Möglichkeit gefunden, mehr nicht. Dr. Sprockhoff ren, der amtliche Vertreter der Vorgeschichte Westfalen, ist aber sehr vorsichtig; er will endliche Beweise. Und zudem fehlen ja noch sehr Einzelkenntnisse über die Römergeschichte Westfalen, daß der eine Fund allein nicht aufklären kann. Wir kennen weder die Zahl der aufgefundenen Lager genau, noch wissen ob nicht noch andere unter der Erdoberfläche entdeckt liegen. Wir sind über die Wege um augusteische Zeit noch keineswegs hinreichend terrichtet, daher der bunte Strauß von Varschlacht-Hypothesen.

Die ersten Proben haben noch kein Ergebnis gebracht, daß zu weiteren Schlüssen berechtigt. Es ist aber möglich, daß die schon 1630 erwähnten Steinhaufen einmal in ihrer richtigen Bedeutung erkannt werden. Bis heute kennt man sie noch nicht. Erst die vorgesehenen planmä

abungen werden — vielleicht — weiteren
ß geben. Vorerst heißt es, trotz allem,
Es ist leicht, auf einige allgemeine Ein-
hin Schlüsse zu ziehen; aber schwer, die
n Beweise hinterher zu erbringen.

Dr. B

eiträge zum Aberglauben im alten Westfalen

(Nachdruck nicht gestattet.)

Kapitel vom Aberglauben, auch in unse-
eren Heimat Westfalen, ist unerschöpfbar.
d immer nur Stich- bezw. Kostproben da-
u geben. Es ist bekannt, welche furcht-
Ausmaße und Folgen der Aberglaube in
er Zeit in Deutschland — und auch in
len! — gehabt hat. Man darf nur an die
ndertelange Kulturschande der Hexenpro-
rinnern. Wir wollen uns hier mit im all-
nen harmloseren Formen des gewissermaßen
odenständigen (westfälischen) Aberglaubens
eschäftigen, wie wir ihn aus ausnahmslos
als 100 Jahre altem westfälischen Schrift-
al ermitteln können. Wir bringen das sich
ließlich auf Westfalen beziehende Material,
em jedes Schema versagt, in zwangloser
, so wie es sich uns darbietet.

enn ein Kind im Sterben liegt und der
ögert, so muß man das Kind sogleich ent-
n, indem es wahrscheinlich irgendein Klei-
stück an sich hat, an dem an einem Sonn-
genäht worden ist. Sobald es davon be-
ist, wird es ruhig sterben können.

enn eine Näherin an einem Totenkleide
tet, muß sie sich ja hüten, den Faden mit
Zähnen abzubeißen, da die Zähne sonst faul
en und ausfallen. Auch ist es sehr gut,
sie die Nähnadel verbrennt.

u Gevattern bittet man nicht gern eine
angere Frau, weil eins von ihren Kindern,
gar die Schwangere selbst, sterben muß.

irft ein Maulwurf unter der Haustür, so
in Feigling (!) im Hause. — Ist in einem
en mit großen Bohnen eine Pflanze gelb,
uß einer aus der Familie daran glauben, er
wollen oder nicht.

Wenn auf dem Kirchhof an einem Grabe die
e einfällt, so kommt bald eine Leiche hinein.
dem Hause, vor dem sich zufällig kleine
der zum Singen vereinigen, kommt bald eine
he. Die gleiche Folge hat das Geschrei einer
e unweit des Hauses. Da wo ein Hund heult,
mt bald eine Leiche vorbei.

Das Knacken der Tische und Stühle bedeutet,
sie bald mit einer Leiche beschwert werden.
bevorstehende Tod eines Menschen wird auch
urch vorher angedeutet, daß sich in seinen
üchern kreuzweise gestaltete Eisenflecke zei-
n.

In den Bauerschaften oder Gegenden, in
en es gebräuchlich ist, daß jeder Hauswirt
Aufgebot zu einem Leichenbegängnis an das
chste Haus besorgt, darf dieses Aufgebot in
m Hause, wohin es zuletzt gekommen ist, nicht
gen bleiben, sondern muß hinaus an einen
aum, Zaun oder dergleichen gebracht werden.
nn geschieht das nicht, so ist in diesem Hause
ensch und Vieh in Gefahr, zu sterben.

Stirbt jemand, der Bienen besitzt, so müssen
e durch Klopfen an den Bienenstock geweckt
erden, wenn sie nicht auch sterben sollen. Auch
uß man alsdann alle Leute im Hause wecken,
nn sonst werden sie für die Zukunft außer-
dentlich schläfrig.

Ds Stroh, auf dem ein Toter lag, muß auf
m Wege, den die Leiche gefahren wird, ver-
annt werden. Wenn es dabei stark knistert, so
at der Verstorbene viele Schmerzen gehabt.

Die Schneide eines Messers, mit dem man
ch die Nägel abgeschnitten hat, muß man durch
olz ziehen, weil einem sonst ein Jude, der zu-
llig in den Besitz desselben käme, das Blut aus-
ugen würde. (!)

Die weißlichen Flecken auf den Fingernägeln
ezeichnen die Zahl der Lügen, die eine Person
usgesprochen hat. (Hierzu hat ein witziger Leser
in dem vorliegenden alten Quellenwerk die Randbemerkung gemacht, das könne bei manchen Menschen nicht richtig sein, weil die Nägel zu wenig Platz haben.) An anderen Orten bedeuten die Fleckchen auf den Nägeln Glück.

Regnet es auf Mariä Heimsuchung (2. Juli) auch nur einen Tropfen — daher die plattdeutsche Bezeichnung „Eendrüäppken" für diesen Tag —, so regnet es 30 oder 40 Tage nacheinander.

Um Hühner, Tauben und anderes Geflügel zu gewöhnen, lasse man die Tiere sich im Spiegel besehen oder trage sie einigemale ums Haus herum oder werfe ein paar ihrer Federn ins Feuer und beräuchere sie damit.

Das Läuten in den Ohren bedeutet, daß man irgendwo von uns spricht. Geschieht es im rechten, so bezeichnet es etwas Vorteilhaftes, im linken aber etwas Nachteiliges (in anderen Gegenden sagt man gerade umgekehrt: Recht Ohr — schlecht Ohr; link Ohr — Klingohr), und es hört auf, sobald man errät, von wem es geschieht.

Die Begegnung mit einem alten oder geringen Weibe bedeutet, daß man wieder umkehren muß, wenn man kein Unglück haben will, mit einem jungen Frauenzimmer dagegen weissagt es das Gegenteil. Ebenso verhält es sich beim Begegnen mit Schweinen, die Glück, und mit Schafen, die Unglück voraus verkünden.

Um einen Hund vor dem Tollwerden zu bewahren, braucht er nur mit einem Kirchenschlüssel gebrannt zu werden. Wenn die großen Bohnen verkehrt in den Schoten sitzen, bedeutet das Teuerung.

Wo sich nachts ein Feuerchen (Irrlicht) sehen läßt, ist ein Schatz verborgen. Wenn ein heller Funke von einem Licht auffliegt, hat man einen Brief zu erwarten.

Wenn man über einen Kreuzweg geht, muß man sich vor Gespenstern in acht nehmen, die dort gewöhnlich sitzen oder wandeln.

Vor dem Anschneiden eines Brotes muß man mit dem Messer ein Kreuz darüber ritzen, dann kann man nicht bezaubert werden.

Wenn die Milch von einer Kuh grüne Flecken bekommt, so ist sie bezaubert.

Um Warzen zu vertreiben, streicht man dieselben über einen toten Körper, oder man nimmt soviele Erbsen, wie Warzen vorhanden sind, berührt damit die Stelle und wirft dann die Erbsen in fließendes Wasser, wodurch mit den Erbsen auch die Warzen dahingehen.

Eine Wünschelrute, d. h. ein gebogener Zweig von jungem Haselholz, zeigt die Gegend an, wo sich Steinkohlengänge befinden. Mit jeder Hand wird sie an beiden Enden festgehalten, und man geht damit hin, wo Kohlen vermutet werden. Sobald sich die Rute zur Erde neigt, ist daselbst ein Kohlengang. (Was hier noch unter „Aberglauben" rubriziert ist, hat durch spätere Beobachtungen und Anwendungen auf diese Kennzeichnung keinen Anspruch mehr.)

Das 7. Jahr im Menschenleben ist das gefährlichste (!), das 49. Jahr aber noch schlimmer.

Hiermit wollen wir die kleine Blütenlese alter, z. T. uralter abergläubischer Vorstellungen und Meinungen im alten Westfalen abschließen. Der scheinbar wirre Unsinn aller dieser Dinge wird dadurch etwas erträglicher und gewinnt sogar ein gewisses Interesse, daß in ihnen gelegentlich die ältesten, durch kein anderes schriftliches oder mündliches Zeugnis mehr nachweisbaren Ueberlieferungen von Anschauungen und Gebräuchen aus heidnischer Zeit uns erhalten geblieben sind.

Dr. L.

Merkwürdige alte Hochzeitsbräuche im Süderland

(Nachdruck verboten.)

Von heimatgeschichtlichem Interesse ist eine zeitgenössische Darstellung aus dem Jahre 1810, die damals noch in Uebung befindliche „schädliche Hochzeitsgebräuche" im märkischen Süderlande zum Gegenstand hat, nicht ohne sie zu mißbilligen und ihre Abstellung zu wünschen. Für uns hat dieser alte Bericht heute ein ausschließlich historisches Interesse. Wir wollen ihn, um di Glaubwürdigkeit der hier erzählten Dinge zu erhöhen, mit den eigenen Worten unseres alten Gewährsmannes wiedergeben. Es heißt da:

In einigen Dörfern des märkischen Süderlandes herrschen noch (!) alte üble Gebräuche. Am Tage der Trauung oder am Abend vor der Hochzeit versammeln sich eine große Anzahl von Nachbarfrauen, Mädchen und Jünglingen in dem Hause, in dem das junge Ehepaar künftig wohnen soll, und feiern unter großer Ausgelassenheit ein sogenanntes Vorfest. — — Sobald der Brautwagen abgeladen ist und die Mobilien von den jungen Leuten an Ort und Stelle gebracht sind, beginnen die Nachbarfrauen u. a. das Brautbette zu schmücken. Ist dieses geschehen, so suchen die Weiber und Mädchen den Bräutigam auf und schleppen ihn unter wildem Geschrei nach dem Zimmer, in dem sie das Brautbette geschmückt haben, werfen ihn rücklings ins Bette und „fallen über ihn her, als wenn sie ihn erdrosseln wollen, gleichsam wie ein Raubtier, das über seinen Raub herfällt!" — — Was die Weiber durch diesen Gebrauch bezwecken oder anzeigen wollen, ist nicht bekannt. Es sollen sich schon verschiedentlich üble Folgen von einer solchen barbarischen Behandlung gezeigt haben. So soll im vorigen Jahre (1809) sich eine traurige Begebenheit ereignet haben, die eine Folge dieses üblen Gebrauchs gewesen ist. (Eigenartigerweise fehlt jede nähere Angabe über die Art der „traurigen Begebenheit".)

Auch die Braut muß am Abend der Hochzeit manche unangenehme Behandlung seitens ihrer zukünftigen Nachbarinnen erdulden. Die Nachbarfrauen reißen sie am Abend, wenn der Bräutigam ein oder zwei Tänze mit ihr getanzt hat, aus dem Kreise der Jugend heraus, führen sie nach dem Zimmer, wo das Brautbette geschmückt steht, und setzen ihr die sogenannte Weiberkappe auf. Dann verzehren sie mit vollen Löffeln eine vorher dort aufgestellte Branntweinsuppe. — Ist dies geschehen, so wird ihr unter wildem Geschrei „die Nachbarschaft gewiesen", d. h. nun muß das junge Weibchen es über sich ergehen lassen, daß sie bis an die Knie durch Moräste und Mistpfützen geführt, eigentlich geschleppt wird, womit in keiner Jahreszeit eine Ausnahme gemacht wird. Darauf wird sie zur Feuerstätte geführt und dreimal um das Hähl geleitet, was auch mit Gefahr verknüpft ist. Wenn sie nun alle Teile des Hauses mit ihren berauschten (!) Nachbarinnen auf eine solche Weise durchwandert hat, dann erst soll sie nach Aussage der Weiber „die Wege wissen". — —

Mit den Worten: „Es scheint mir nötig zu sein, die Männer aufzufordern, denen die Moralität der Kommunen (wir befinden uns in der Zeit, als der größte Teil des Süderlandes zum Ruhrdepartement des napoleonischen Großherzogtums Berg geschlagen war) anvertraut ist, Maßregeln zu ergreifen, daß jene schädlichen Mißbräuche aus unserem geliebten Vaterlande verbannt werden", schließt unser nicht ganz mit Unrecht entrüsteter alter Süderländer seinen Bericht über eine Hochzeitssitte in Urgroßvätertagen, die erst recht nicht mehr unseren Beifall haben kann, die aber nichtsdestoweniger die Heimatforscher zu interessieren vermag.

Dr. L.

Alte westfälische Totenbräuche

Am 30. März 1822 erließ die Regierung zu Münster eine Verordnung, in der „zur Vermeidung des Unglücks, Menschen, welche sich im Zustande des Scheintodes befinden, zu beerdigen, das allgemeine Landrecht Teil 2, Tit. II, § 475, wonach das Zuschlagen des Sarges, solange es noch im geringsten zweifelhaft ist, ob die angebliche Leiche wirklich tot sei, nicht gestattet werden soll", in Erinnerung gebracht wird. Es bestand damals eine fakultative Leichenschau, die ein approbierter Arzt vornehmen mußte. Sein Zeugnis reichte aus, um polizeilicherseits eine Beerdigung vor Ablauf der gesetzlichen Frist zuzulassen. Nach der Instruktion für die Prediger vom 3. Okt. 1794 betrug diese Frist im Sommer,

Frühjahr und Herbst wenigstens 1—2, und im Winter 3—4 Tage. Streng verboten war, einen Verstorbenen gleich zu entkleiden und in ein kaltes Zimmer zu legen; er mußte vielmehr während der bezeichneten Frist in mäßig warmer Luft bekleidet liegen. „In dieser Zeit müssen unter den Versuchen zur Wiederbelebung wenigstens das Auftröpfeln des kalten Wassers auf die Herzgrube, so hoch als es angeht, das Auftröpfeln kochenden Wassers auf dieselbe Stelle, das Vorhalten eines brennenden Lichts vor die Augen, das Abbrennen einer Feder unter der Nase und das starke Einreden in die Ohren des anscheinenden Toten öfter veranstaltet werden. Vorzüglich muß bei anscheinend todt geborenen Kindern außer dem Bürsten, Reiben und Baden das Einblasen der Luft sogleich nach der Geburt nicht unversucht bleiben." Als allgemeine Verwesungsanzeichen werden angeführt: „1. der eigentümliche wahre Leichen-Geruch; 2. das Zusammenfallen der Hornhaut oder des durchsichtigen vordern Teils des Auges; 3. das Herausfließen fauler Säfte aus den größeren Oeffnungen des Körpers; 4. das gräuliche oder grünschwärzliche Auflaufen des Unterleibes; 5. das Abgehen des Oberhäutchens an mehreren Stellen des Körpers nebst dem matschigen (gleichsam breyartigen) Anfühlen der Haut und der übrigen festen Theile."

Welcher Art manche, bei Todesfällen übliche Bräuche waren, geht aus einer Verfügung vom 2. Nov. 1837 hervor Es heißt darin: „Es darf in keinem Falle dem Sterbenden das Kopfkissen weggezogen werden, noch weniger dürfen demselben nach dem letzten Atemzuge der Mund zugebunden, das Gesicht mit dicken Tüchern bedeckt und Brust und Unterleib mit schweren Sachen, zinnernen Schüsseln oder wohl gar Steinen beschwert werden." Viel und mit Recht bekämpft wurde der mannigfache Aberglaube und der Luxus, der gerade hier sich breit machte und oft über die Verhältnisse der Hinterbliebenen hinausging.

Der deutsche Michel aus Westfalen?

Von Karl Lamprecht.

Nach mancher Forscher Meinung hat der deutsche Michel sein Urbild in einer Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts, in Hans Michael Elias von Obentraut, einem der zahlreichen Soldatenführer im dreißigjährigen Kriege, „der wegen der empfindlichen Schläge, die er den Spaniern auszahlte, „der deutsche Michel" genannt wurde." Dieser wackere Held entstammte einer Adelsfamilie des Westerwaldes und wurde im Jahre 1574 geboren. In der Kriegsgeschichte erscheint er zuerst im Jahre 1610 als Rittmeister in der protestantischen Union im Kriege gegen Erzherzog Leopold Wilhelm. 9 Jahre später wird er als Oberst des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz genannt, der trotz der ungünstigen Lage durch glückliche Streifzüge und kleinere Gefechte die Ehre der Waffen hochzuhalten wußte. Im Jahre 1625 zwang Obentraut als Generalleutnant des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar die Kaiserlichen unter Tilly, die Belagerung der Stadt Nienburg an der Weser aufzugeben. Bei der Belagerung des festen Hauses Calenberg ereilte ihn der Tod. Sterbend sprach er zu Tilly, der dem mit dem Tode ringenden Gegner seine Achtung nicht versagen wollte: „In solchen Gärten pflückt man solche Rosen." Erst im Jahre 1628 erhielt seine Leiche die endgültige Ruhestätte in der Marktkirche von St. Jakob und St. Georg in Hannover, wo er unter dem Chore begraben liegt. Lange Zeit befand sich über seiner Gruft eine Gedenktafel, die ein langes Loblied auf den Gefallenen enthielt:

„Von Obentraut, Hans Michael,
bestattet ist an dieser Stell,
ein aufrichtig Rutscher Edelmann,
fromm, redlich, tapfer, lobesam,
keck, freudig, treu, klug, unverzagt,
welches ihn zu hohen Ehren bracht."

Die Inschrift schließt mit den Versen:

„So lang die Welt fort stehen kann,
da rühmt man diesen herrlichen Mann."

Schwert, Schild und Helm des Helden werden in der Johanniskirche in Hannover aufbewahrt.

Es sind wiederholt Zweifel laut geworden, ob dieser Reitergeneral, dessen Heimat auch in die Rheinpfalz verlegt wird, der „deutsche Michel" gewesen sei. Soweit bekannt geworden ist, hat ihn zuerst der Jurist und Geschichtsschreiber Oldenburger in seinem im Jahre 1669 in zweiter Ausgabe erschienenen „Discursus zum Friedensvertrag von Münster und Osnabrück" als eine Zierde deutschen Kriegerstandes gerühmt und „Michael Germanicus" genannt.

Winterahnen.

Die letzten sonnenmüden Blätter sind verweht,
kahl stehn die Bäume in dem klaren Tag,
und durch die blätterleeren Aeste geht
ein leises Stöhnen, eine Todesklag'.

Das welke Laub rauscht unter meinen Füßen,
hoch krächzt ein Vogel in der blauen Luft,
verklungen sind die Lieder, all' die süßen,
vom Boden steigt ein schwerer, herber Duft.

Fahl steht die Sonne dort am Himmelszelt.
Sie gießet ihren bleichen, kalten Schein
über die Wälder, Wiesen und auf's Feld
und faßt den Bach in glänzend Silber ein.

Vom Osten her schleicht dumpfes, schweres Grau
und hüllt die Dörfer und die Städte ein,
stiehlt Stück für Stück vom weiten Himmelsblau,
nicht lange dauert's mehr, und es wird schnei'n.

Dann weh den Knospen, die sich allzu früh
vom warmen Sonnenlicht betören ließen,
die Frühlingssonne wird sie küssen nie,
nie wird zur vollen Pracht die Blüte sich erschließen.

Erbarmungslos und grausam heult der Wind,
der Stahl des Frostes trifft nur viel zu gut
die Blütenträume all' vergangen sind,
tot ist das Herz, das in der Knospe ruht.

R. G.

Aelter noch als unser Hans Michael ist der in Redensarten genannte „deutsche Michel", ein Zerrbild, dessen zuerst im Jahre 1541 in Sebastian Francks zweibändiger Sprichwörtersammlung Erwähnung getan wird. Er bezeichnet als „Deutsch Michel" einen groben Tölpel, einen groben Algäuer Bauer, einen blinden Schwaben; er ist ihm „ein rechter dummer Jahn, der deutsche Michel". Wahrscheinlich ist dieser Ausdruck aber schon älter und in Nordfrankreich geprägt worden, wohin deutsche Knaben und Jünglinge in großen Scharen nach dem Mont Michel an der Küste der Normandie pilgerten. Diese Wallfahrten sind für 1457 und 1458 geschichtlich verbürgt, mögen auch schon früher stattgefunden haben. Weil die Franzosen von den deutschen Wallfahrtsliedern nur den immer wiederkehrenden Ruf „St. Michel" verstanden, nimmt Prof. Adolf Heuffen an, daß die Franzosen diese „Michelsbrüder" als dumme deutsche Michel bezeichneten, zumal schon damals in Frankreich „michelot" einen Betteljungen bezeichnete, der nur zum Schein wallfahrten ging. Dem steht gegenüber, daß Michael Moscherosch (1601—1669) vielleicht wegen seines Vornamens, von dem „redlichen deutschen Michel" redet. Die im 17. Jahrhundert übliche Einschränkung dieses geflügelten Wortes auf einen des Lateins Unkundigen finden wir noch bei Lessing. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erscheint dann der deutsche Michel in der Gestalt, wie man ihn nachmals sich dachte, und zwar zuerst in dem im Jahre 1750 in Leipzig zum ersten Mal aufgeführten Lustspiel „Herzog Michel" von Johann Christian Krüger. Bald darauf tritt er in mehreren volkstümlichen Liedern auf, und noch bei Goethe wird er als Vertreter der Spießbürgerlichkeit ohne Bitterkeit verspottet.

Die Frauen der Hirten

„Vom Himmel kam der Engel Sa
erschien den Hirten offenbar;
sie sagten ihn'n: Ein Kindlein zu
das liegt dort in der Krippen har.

So sangen bei uns die Hirtenfrauen, a
am Nachmittag des Vorweihnachtstages n
Sitte die Brotherren ihrer Männer besuch
ein „glückseliges Christfest" zu wünschen.
erhielten sie ein 12 Pfd. schweres Schw
eine Mettwurst und ein Stück Speck. Am
kamen dann auch die Hirten und zogen
Nachtwächtern von Haus zu Haus. Als
brachten sie ein Ständchen und eine laun
sprache und erhielten als Lohn dafür einig
nen Bier. Zum Schluß wurde in einem
hause ein Fest veranstaltet, bei dem ein
meist reichlichen Gaben verzehrt, der R
verteilt wurde. Die Bedeutung dieses
ist klar. Man mußte sich die Hirten gewog
ten, damit sie in der gefährlichen Zeit der
nächte auf das Vieh gut acht gaben und
sich in bezug auf das Tränken Vorsicht
ließen. Wenn das am heiligen Abend
Silvester geschehen war, so mußte man
den Trog sorgfältig reinigen, weil nach
Aberglauben das etwa darin zurückbleibend
ser von Hexen zum „Verrufen" der Tie
wendet werden konnte.

Das Christbaumtanzen

Es war das ein alter westfälischer Brau
am Hellweg, an der Lippe und im südlichen
sterland üblich war. Er bestand darin, d
Kinder der Nachbarschaft sich zusammenfand
dann in den einzelnen Häusern den Chri
umtanzten. Dabei wurden alte Weihnacht
gesungen, vielfach auch das bekannte: „Schluß üb
Freund, ich frage dich" und die Antwort: Volksst
ist Gott allein, der da lebt, der da schwebstehend
Himmel und auf Erden!" Fehlen durfte nicht in de
„Spinne grüne Seide, grüne Seide sieben rheinisch
sieben Jahr sind umme, und wer der Aller
ist, der dreh sich wacker rumme!" Einer na
andern dreht sich um, und wenn alle dem
den Rücken gekehrt haben, beginnt das Spi
neuem, bis alle Kinder ihr Gesicht wieder
Baum zugewandt haben. — Gerade durch
Christbaumtanzen wurden die innigen Bezi
gen von Haus zu Haus aufrecht erhalten
auch wohl nichtige Streitigkeiten beigelegt.
unserer nüchternen Zeit steht man dem Br
ziemlich ablehnend gegenüber, weil bei
Wetter die Kinder allerhand Schmutz ins
tragen und das Zimmer teilweise ausge
werden muß.

Westfälische Schweineküchlein

Weihnachtsgeschenke waren auch im alten
falen bekannt, längst vor der Zeit, ehe der B
nachtsbaum eingeführt wurde. Man buk be
sog. Herteböcke, Weihnachtsbrötlein von man
facher Gestalt. Die älteste Art war in Form
Schweines gebacken; es sollte vielleicht erin
an den goldborstigen Eber Sonargaultr, de
der heidnischen Götterlehre eine Rolle sp
Schon Karl der Große, der manchen heidni
Abendglauben beseitigte, hat auch diese Schwe
küchlein verboten.

Der Soldat

Eenmaol steiht ein Soldaot nachts up Pos
Do reip een, de he nich seihn kann: „Wao s
laoten, wao sack'n laoten?" Do antwortet
Soldaot: „Du dumme Düwel, wao'n krie
häft!" Un in sölwen Augenblick flog dao
Grenzsteen hen un wär binaoh den Soldaot u
Kopp fallen.

Schriftleiter Günther Gedat, Gevelsberg.